

Die inneren Widersprüche der Marti-Schrift

Autor(en): **Baur, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerdeutsch : Vierteljahresdruck des Vereins
Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): - **(1985)**

Heft 4

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961787>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lehrbücher bestimmte Mundarttexte wollen überprüft sein; den jugendlichen Redaktoren einer Mittelschülerzeitung gilt es unter die Arme zu greifen; ein Märchen ist ins Zürichdeutsche zu übertragen; die Einladung zu einer Schul-Modeschau braucht den letzten Schliff; eine zürichdeutsche Pflanzennamenliste bedarf der Durchsicht; Schweizer Lehrer im australischen Busch fragen nach Lehrmitteln auf schweizerdeutsch. Auch an Hochschulen interessiert man sich ab und zu für die Arbeit der Sprachstelle, ganz besonders an der Uni Basel. Für eine Psychologengruppe der Uni Zürich sind hochdeutsche Intelligenztests ins Zürichdeutsche zu übertragen; Studenten der Universität Texas wünschen mit dem Sankt Galler Dialekt vertraut zu werden; ein Professor der Germanistik in Japan lässt sich den Gebrauch der Modalverben erklären und verlangt nach einer zürichdeutschen Übersetzung des Vaterunsers. Im Bildungssektor entstehen die meisten internationalen Kontakte.

Eine weitere dankbare Sparte der Sprachstelle ist die Betreuung von *Publikationen*. Die Palette von schweizerdeutschen Texten, die zur Veröffentlichung bestimmt sind, ist sehr reichhaltig. Unvergessen sind die Arbeitsgespräche mit dem verstorbenen Klettgauer Dichter Albert Bächtold, und in guter Erinnerung ist die kurze Zusammenarbeit mit dem Übersetzer des Markus-evangeliums ins Zürichdeutsche geblieben. Und weiter: Hier braucht die wöchentliche Glos-sen-Ecke (in Mundart) einer Ostschweizer Regionalzeitung eine Starthilfe; dort laden neue zürichdeutsche Kindergeschichten zur kritischen Lektüre ein; ein neues anspruchsvolles Bühnenstück in Ostschweizer Mundart fordert zur Stellungnahme heraus; Weinländer Dorfgeschich-

ten benötigen, ehe sie den Weg zum Leser antreten, eine letzte Überprüfung; das von einem Goethe-Begleiter anno 1797 angelegte «Zürchische Idiotikon» soll druckreif gemacht und leserfreundlich gestaltet werden; ein Innerschweizer Mundartdichter bittet um Durchsicht seiner Texte; der Verfasser origineller Dialektverse wünscht Auskunft über eine Reihe sprachlicher Zweifelsfälle; neue schweizerdeutsche Jodelliedertexte sind zu begutachten; den frisch niedergeschriebenen Jugenderinnerungen eines alten Zürchers ist der Weg zur Öffentlichkeit zu ebnen.

Die vergangenen zehn Jahre haben uns gezeigt, dass in der deutschen Schweiz in manchen Krei-

sen unseres Volkes das Interesse an der Mundart nach wie vor sehr rege ist, dass es glücklicherweise darüber hinaus auch nicht am Willen fehlt, unserer Sprache die dringend notwendige Pflege angedeihen zu lassen. Gemessen zwar an dem, was allein in der deutschen Schweiz täglich gesprochen und geschrieben wird, bedeuten die Bemühungen der Sprachstelle nicht mehr als den berühmten Tropfen auf dem heißen Stein; solange es aber noch Mundartsprecher und -schreiber gibt, die sich Gedanken über ihre Sprache machen, so lange behält wohl auch unsere Arbeit ihren Sinn.

Renate und Alfred Egli-Wildi

Die inneren Widersprüche der Marti-Schrift

Zur Neuauflage der *Berndeutsch-Schreibweise* von Werner Marti

Es sind bald fünfzig Jahre vergangen, seit der Leitfaden einer einheitlichen Schreibweise für alle Dialekte, die «Schwyzertütschi Dialäktschrift», veröffentlicht wurde. Eine Kommission der Neuen Helvetischen Gesellschaft hatte einheitliche Richtlinien erarbeitet, und das Ergebnis wurde 1938 von Prof. Dr. Eugen Dieth in einer Broschüre bei Orell Füssli veröffentlicht. Diese Anleitung ist heute leider vergriffen, was aber keineswegs bedeutet, dass sie veraltet wäre. Ganz im Gegenteil.

Die Dieth-Schrift im Vormarsch

Die Dieth-Schrift – wie man sie heute allgemein nennt – hat sich seit 1938 zunächst in vielen wissenschaftlichen und populären Büchern, die sich mit der Sprache selbst befassen, durchgesetzt. Dies gilt für zehn Wörterbücher

und Grammatiken des Schweizerdeutschen, für den Sprachatlas der deutschen Schweiz und die Publikationen des Phono-grammarchivs der Universität Zürich; ebenso wurde sie verwendet im Schweizerdeutsch-Lehrbuch des Schreibenden und in der zürichdeutschen Kurzgrammatik von Viktor Schobinger, hier ganz konsequent samt Kleinschreibung der Substantive, sowie in vielen volkskundlichen Arbeiten und Sagensammlungen. Vom Bund Schwyzertütsch aus haben die Walservereinigung Graubünden, die Deutschfreiburgische Arbeitsgemeinschaft, der Verein für Heimatkunde des Sensebezirks sowie die Walliser Vereinigung für Walsertum und weitere Gruppen die Diethschen Regeln anerkannt und wenden sie in ihren Schriften auch an.

Wie weit haben sich nun auch die Mundart-Schriftsteller mit dieser Schrift befreundet? Eine ganze Anzahl von ihnen verwenden sie recht konsequent. Andere wiederum, wie etwa Albert Bäch-

told, nähern sich ihr mehr oder weniger an. Auf Dieth-Schrift umgesetzt wurden Neuausgaben, z. B. der Bündner Hans Valär und Johann Josef Jörger, des Luzerners Renward Brandstetter sowie der Basler Fritz Liebrich und Walter Jost.

Die Regeln der Dieth-Schrift

Die Dieth-Schrift beruht auf einer einzigen allgemeinen und leicht verständlichen Grundregel: «Schreibe, wie du sprichst, also mundartnah!» Im einzelnen muss allerdings jeder Schreibende für seine eigene Mundart entsprechende Teilregeln ableiten, was nicht ganz problemlos ist. Auf der andern Seite weiss der Leser Bescheid; er kann sich an den Buchstaben halten.

Die Wirkung der Diethschen Regeln zeigt sich vor allem an drei Zügen: 1. Einfach geschriebene Buchstaben (Vokale oder Konsonanten) bezeichnen kurze Laute, doppelt geschriebene bezeichnen lange: *Hagel/ Haag, Zügel/ Züüg, Ofe/ offe, lige/ ligge, zele/ zelle* usw. 2. Bei den Konsonanten schreibt man lautgenau: *Deckel* oder *Teckel, Bier* oder *Pier* usw. Aus beiden Regeln zusammen schreibt man also je nach Mundart *Daag, Taag, Tag* (*a* kurz!), *Tagg*. 3. Die Klangfarbe der Vokale wird genau wiedergegeben, z. B. für «Heu»: *Höü, Höi, Hai, Häi, Heww* usw., und wer sehr genau schreiben will (z. B. für Grammatiken und Wörterbücher), kann mit dem Gravis-Akzent offene von geschlossenen Vokalen unterscheiden, z. B. *tüür* «dürr»/ *tüüür* «teuer».

Eigene Berner Schreibtradition

Nur in Bern ist die Dieth-Schrift noch nicht allgemein akzeptiert, obschon es bisher keine einheitliche bernische Schreibtradition gab. Tavel, Gfeller, C.A. Loosli, Kurt Marti und andere befolgten

keine gemeinsamen Richtlinien, doch keiner hatte sich völlig von der schriftdeutschen Orthographie gelöst. Gerade dies ist aber auch das Kennzeichen der neuen Berner Literatur«schreibe», als deren Wortführer Dr. Werner Marti, Autor der massgeblichen berndeutschen Grammatik, 1972 zum erstenmal auftrat. Damals erschien im Francke-Verlag seine «Bärndütschi Schrybwys, ein Wegweiser zum Aufschreiben in berndeutscher Sprache». Die kleine Schrift ist soeben neu aufgelegt worden.

Martis Schreibweise des Berndeutschen

Der Basisgedanke der Schrybwys heisst: «Das schriftdeutsche Schriftbild ist zu schonen.» Bei den Konsonanten führt dies zu keinen grossen Schwierigkeiten; bei den Vokalen dagegen wirkt sich die grundsätzlich andere Konzeption voll aus. Werner Marti kennt die Schwächen und Absurditäten der neuhochdeutschen «Recht»-schreibung (z. B. *Paar, Jahr, zwar*). Ihre Übertragung auf die Mundart kennzeichnet er mit folgendem Satz: «Wir stülpen unserer Mundart ein Kleid über, dessen Ärmel zu kurz und dessen Rumpfteil zu lang, aber dafür zu eng ist!» Der Dieth-Schrift bezeugt er, dass sie sich «für eine verhältnismässig genaue lautliche Wiedergabe unserer schweizerdeutschen Dialekte gut eignet». Trotz dieser lobenswerten Einsichten konnten sich aber Marti und eine von ihm präsierte Kommission nicht überwinden, die naheliegende Konsequenz zu ziehen und die ehrenvolle Aufgabe zu übernehmen, eventuelle nötige Anpassungen der Dieth-Schrift an das Berndeutsche zu betreuen. Statt dessen bemühte er sich um einen Kompromiss zwischen der amtlichen deutschen Orthographie, wie sie im Duden kodifiziert ist,

und einer mundartgerechten Schreibung. Dieser Versuch war von der Ausgangslage her zum Misslingen verurteilt.

Innerer Widerspruch

Die Schrybwys besteht daher aus zwei Orthographien, die ineinander verwurstelt sind, daher fehlen ihr Konsequenz und Ästhetik. In Wörtern, die Deutsch und Berndeutsch gemeinsam haben, gilt der Duden, in den übrigen Wörtern aber eine unabhängige schweizerdeutsche Orthographie, die praktisch mit Dieth identisch ist. Der Entscheid, was nun deutsch und was berndeutsch sei, ist oft schwierig. Das fängt schon am Anfang an, denn im Wort *aafa* begegnen sich die beiden Prinzipien auf engstem Raum.

Wie aus dem soeben Gesagten hervorgeht, ist die Crux der Schrybwys die Vokalquantität, und hier ist es die Übernahme des schriftdeutschen Dehnungs-*h*, das im Schweizerdeutschen ein eigentlicher Fremdkörper ist, welche die Schrybwys in einer Sackgasse enden lässt. Für lange Vokale gibt es viererlei Varianten:

1. überhaupt keine Bezeichnung, wenn der Duden auch keine hat: *brate, bosge, Röschti, Chäs, Bläch, Tür, Zug, ha, Gä, la, fa, cho*;
 2. durch Verdoppelung, wenn es der Duden auch vorschreibt: *Paar, Schnee, Chlee, Waag, Bee-ri, Meersöuli, läär*;
 3. durch *h* gemäss dem Duden: *Ehr, fähle, ohni, Chöhli, gah, stah, näh, mähje*;
 4. durch Verdoppelung unabhängig vom Duden, wenn es sich um rein berndeutsche Wörter handelt: *nüüt, rääss, röösch, Pflaartsch, Bääbi, Büüssi*.
- Zu welchen Komplikationen führt nun diese Regelung in der Praxis?

1. Wenn einer mit *h* bezeichneten Länge des Deutschen im Berni-

schen eine Kürze entspricht, wird das h nicht geschrieben, also *wone, zale, gwane, stäle, Sole*.

2. Wenn einer graphisch nicht bezeichneten Länge des Deutschen im Berndeutschen eine Kürze entspricht, versagt die Schrybwys glatt. Der Leser kann nicht erkennen, dass die berndeutschen Entsprechungen von *Wagen, Hagel, Esel, Leder, Stube, Zügel* kurze Vokale haben. (Das Umgekehrte kommt auch vor: Da *kochen* nur mit einem *o* geschrieben wird, erscheint *Ghöch* auch nur mit einem *ö*, ob schon dieses lang ist.)

3. Wenn einem mit h bezeichneten langen Vokal des Deutschen im Bernischen ein Diphthong entspricht, wird auf das h verzichtet, also *Chue, füere, zie, Wienacht, geisch, geit, steisch, steit*, dagegen wieder *Dihr göht*.

Das alles ist schon schlimm genug, aber nun kommen noch die Grenzfälle, bei denen auch ein ausgebildeter Linguist in Schwierigkeiten gerät. Wir müssen teilweise auf Ruth Bietenhards Berndeutsches Wörterbuch abstellen, da der «Wegweiser» zu wenige Beispiele enthält. Die Autorin sagt in der Einleitung, dass sie sich an die Schrybwys halte, wobei sie aber gewisse Graphien nicht mitmacht, so schreibt sie *ga* und *sta* ohne *h*. Einige Beispiele sollen die Problematik der Schrybwys erhellen, die ja zwei Herren zugleich dienen will. Wir finden die Wörter *Saagi, sääje, Määs, plääre, gääl, Aabe, Aate* mit Doppelvokal, ob schon es ja auch jedem Laien offenbar ist, dass es sich um die gleichen Wörter, die im Duden mit Einfachvokal geschrieben sind, handelt: *Säge, säen, Mass, plärren, gelb, Abend, Atem*. Umgekehrt finden wir *höhn, flohne, lötig, aachehre*, ob schon es für den Laien nicht durchschaubar ist, dass diese Wörter ja mit *Hohn, Floh, löten* und *kehren* zusammenhängen. Die Klippe des velarisierten *l*

(= *u*) in Fällen wie *Holz, Bolle, Hobel* vermeidet Ruth Bietenhard, indem sie *l* schreibt und die Aussprache dem Leser überlässt. Wer nun aber *u* schreiben will, wie es der heute verbreiteten Lautung entspricht, erleidet Schiffbruch, wenn er bei den kritischen Wörtern am *h* festhält. *Zahu, Fähuer, Mähu* für *Zahl, Fehler, Mehl* sind unlesbar; der Schreiber muss entweder auf das *h* oder auf das *u* verzichten.

Was nun weiter?

Je länger man sich mit der Schrybwys beschäftigt, um so weniger kann sie einen befriedigen. Wenn ein Rezensent im Berner Schulblatt (3.5.85) schrieb: «Es ist keine Frage, dass Martis Schreibweise unseren Lesegewohnheiten mehr entspricht als die wohl lautgetreuerer von Dieth», so kann man ihm nur antworten, dass der Weg des geringsten Widerstandes nur selten der beste ist.

Martis Regeln waren auf die Mundartschriftsteller des Berner Mittellandes ausgerichtet. Haben sich diese daran gehalten? Zum Teil nur, und weshalb nicht? Die Regeln sind zu kompliziert. Im berndeutschen Wörterbuch und in der Grammatik haben sie sich nicht bewährt. In seiner eigenen Grammatik musste Marti sie mit einem völlig anderen Schreibsystem ergänzen. Beim Lesen von Walter Gfellers Homer-Übersetzung erhält man keine Hilfe für das richtige Sprechen, wohl aber in Gertrud Burkhalters nach Dieth gedrucktem Gedichtband «Momänte». Neuerdings kann man Beiträge in Dieth-Schrift sogar in der Stübli-Spalte des «Bunds» lesen. Das Unbehagen über die bisherige Schreibweise des Mittel-Berndeutschen wächst also, und auch der sogenannte «Schreiblehrgang» von Ernst Steiner (soeben auch in zweiter

Auflage erschienen) wird den weitem Vormarsch der überlegenen Dieth-Schreibung kaum aufhalten können. *Arthur Baur*

Werner Marti, Bärndütschi Schrybwys. Ein Wegweiser zum Aufsreiben in berndeutscher Sprache. Zweite, überarbeitete Auflage. 88 S. Francke Verlag, Bern 1985. Fr. 18.80.

Nachrichten

Vor kurzem hat der Bund Schwyzertütsch zwei sehr tätige Mitglieder verloren, deren wir dankbar gedenken.

Am 27. September starb in Zürich *Johannes Jakob Sturzenegger* im 58. Lebensjahr. Als Sprachenbegabter und Sprachenfreund war er u. a. Förderer des Esperanto und der Esperanto-Stenographie, erarbeitete für die Firma Escher-Wyss ein sechssprachiges technisches Wörterbuch und leistete 1978–83 mit viel Begeisterung einen grossen Beitrag zur Neubearbeitung des «Zürichdeutschen Wörterbuchs» von Albert Weber und Jacques M. Bächtold.

Am 3. Oktober kam in der Kirche Windisch eine grosse Trauerversammlung zusammen, um von *Dr. Daniel Roth* Abschied zu nehmen. Er war in den sechziger Jahren Herausgeber der Zeitschrift «Schweizer Spiegel» (nach Dr. Adolf Guggenbühl und Fortunat Huber) und Leiter des zugehörigen Verlags, in den letzten Jahren Lehrer an der HTL Brugg-Windisch. Bei vielen Gelegenheiten setzte er sich mutig für Recht und Freiheit, für schweizerische Eigenständigkeit und für die Achtung der Mundart ein.

R. Trüb

Bund Schwyzertütsch
Wirbelweg 8
8702 Zollikon

Redaktion: Dr. Alfred Egli
Druck und Versand: Walter-Verlag AG
4600 Olten